Nr. 113. 43. Jahrgang. Ausgabe für Berlin und Umgegend. Abend-Ausgabe. Dienstag, 3. März 1914

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das reiche Deutschland.

Seit der großen Finanzreform von 1909 und noch mehr, seit im vorigen Jahre das Milliardenopfer beschlossen wurde, beschäftigte sich die Oeffentlichkeit sehr lebhaft mit der Frage, wie hoch eigentlich das Gesamtvermögen und ebenso das Gesamteinkommen des deutschen Volkes zu schätzen sei. Und gerade jetzt, wo ein allgemeiner Ueberblick über das Ergebnis der Wehrbeitragserklärungen nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, ist diese Frage besonders aktuell geworden. Bis zu einem gewissen Grade wird man freilich erst auf der Grundlage dieses Wehrbeitragsergebnisses urteilen können. Je nach der höheren oder geringeren Summe des Wehrbeitrags wird man auch auf ein geringeres oder höheres Gesamtvermögen und Gesamteinkommen des deutschen Volkes schließen können. Nur daß man immer eine gewisse Einschränkung insofern machen muß, als ein Unterschied zwischen dem Gesamtvermögen und dem zur Wehrsteuer herangezogenen Vermögen besteht. Wie groß oder wie gering diese Differenz ist, wird sich schwerlich genauer sagen lassen, aber daß nicht das gesamte Vermögen durch das Wehrbeitragsgesetz und ebensowenig durch das preußische Ergänzungssteuergesetz erfaßt wird, ergibt sich schon aus der Beschränkung dieser Gesetze auf diejenigen Vermögen, die eine gewisse Mindesthöhe überschreiten. Wenn es aber schon schwer ist, die höheren Vermögen einigermaßen zutreffend zur Steuer heranzuziehen, so ist es natürlich noch viel schwieriger, die Gesamtsumme des deutschen Volksvermögens auch nur annähernd abzuschätzen.

Trotzdem hat es an solchen Versuchen nicht gefehlt. Wir haben erst kürzlich auf die Jubiläumsschrift des Direktors der Deutschen Bank, Dr. Helfferich, „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913" hingewiesen; der Verfasser kam hierbei zu einem deutschen Gesamtvermögen von etwas über 330 Milliarden. Jetzt liegt von Arnold Steinmann-Bucher, der bereits vor vier Jahren eine an dieser Stelle besprochene Schrift: „350 Milliarden deutsches Volksvermögen" veröffentlichte, eine neue Schrift, die sich mit diesem Thema beschäftigt, vor. Ihre Tendenz wird schon durch den Titel: „Das reiche Deutschland" (Verlag von Leonhard Simion Nachfolger) gekennzeichnet. Tatsächlich kommt Steinmann-Bucher, um die Endsumme vorwegzunehmen, zu einer Schätzung, die noch über seine frühere Annahme hinausgeht, nämlich zu einem deutschen Volksvermögen von 376 bis 397 Milliarden, wobei er der höheren Zahl den Vorzug gibt. Da Professor Schmoller vor zehn Jahren das deutsche Volksvermögen erst auf 200 Milliarden berechnete, so glaubt also Steinmann-Bucher für die Gegenwart bereits die doppelte Summe annehmen zu können. Auch wenn man diesmal ebenso wenig wie früher verkennen wird, daß der Verfasser die vorhandenen Werte sehr optimistisch einschätzt, so ist es doch nicht uninteressant, im einzelnen auf seine Ergebnisse einzugehen. Nur muß vorher, um Mißverständnissen zu begegnen, eine kleine Verwahrung gegen die Folgerungen eingelegt werden, zu denen Steinmann-Bucher auf Grund seiner Ergebnisse kommt. Er glaubt nämlich merkwürdigerweise, an seine Berechnungen eine Polemik gegen die demokratische Presse, die sozialpolitischen Professoren und gegen die Demokratie überhaupt knüpfen zu sollen. Er möchte das Volk darüber belehren, daß es im Grunde nicht demokratisch und nicht für die Massenherrschaft veranlagt sei. Diese Ausführungen sind gewiß höchst gesinnungstüchtig und werden vielleicht Herrn Steinmann-Bucher ein Sonderlob der Kreise, auf die es ihm ankommt, eintragen. Aber mit seiner Berechnung des deutschen Volksvermögens haben sie nichts zu tun. Ja, man könnte umgekehrt sagen, daß, wenn überhaupt aus der ungeheuren wirtschaftlichen Tüchtigkeit des deutschen Volkes, die er behauptet, Schlüsse gezogen werden können, doch das nächstliegende wäre, einem so leistungsfähigen Volk auch die Selbstbestimmung seiner politischen Angelegenheiten zu überlassen. Wir lehnen jedenfalls die politischen Konsequenzen des Verfassers mit aller Entschiedenheit ab.

Deshalb brauchen die sachlichen Berechnungen des Verfassers, für die er sich einer bis zum gewissen Grade objektiven Methode bedient, noch nicht als tendenziös abgetan zu werden. In einigen Punkten, zumal bei der Berechnung des städtischen und des landwirtschaftlichen Bodenwertes, glauben wir gleichfalls, daß der Verfasser zu einer höheren Schätzung berechtigt war, als seine Vorgänger anzuwenden für angemessen hielten. Im ganzen will es freilich scheinen, als ob Steinmann-Bucher der Neigung, das Volksvermögen in seinen einzelnen Teilen immer etwas nach oben abzurunden, nicht völlig widerstanden habe. Man dürfte der Wahrheit näher kommen, wenn man bei den meisten Positionen einen Abstrich von etwa zehn Prozent macht. Mit dieser Einschränkung sei folgende Zusammenstellung der deutschen Vermögenswerte nach der Aufstellung des Verfassers wiedergegeben:

	Milliarden Mark
I. Gegen Feuer versichertes Privatvermögen in Immobilien und Mobilien	200—220
II. Reiner städtischer Bodenbesitz, bebaut oder unbebaut, mit Grundmauern, aber ohne Gebäude	50
III. Landwirtschaftlicher Grundbesitz, reiner Bodenwert	50
IV. Privater Bergwerksbesitz	5—6
V. Wert des im Auslande angelegten Kapitals und deutscher Besitz an fremden Wertpapieren	25
VI. Staatseisenbahnen	25
VII. Staatlicher Bergwerksbesitz, andere staatliche Betriebsanstalten, öffentliche Gebäude, See und Binnenhäfen, Kanalanlagen	15
VIII. Güter in Bewegung, Metallgeld	6
Das ergibt zusammen ein deutsches Volksvermögen von	376—397

Weiter berechnet der Verfasser, daß das deutsche Volksvermögen jährlich um etwa 11 bis 12 Milliarden zunimmt, wobei auf die Feuerversicherung 8 bis 9 Milliarden, auf den städtischen und ländlichen Grundbesitz 1½ bis 2 Milliarden und auf das im Auslande angelegte Kapital 1 bis 2 Milliarden entfallen. Endlich sei noch erwähnt, daß der Verfasser für das deutsche Gesamteinkommen eine untere Grenze von 40 Milliarden annimmt. Schon heute hat deshalb der einzelne Deutsche im Durchschnitt — wohlgemerkt im Durchschnitt — ein Vermögen von 5730 Mark. Steinmann-Bucher glaubt, daß sich diese Zunahme fortsetzen wird. „Bei wachsender Bevölkerung, wachsendem Volksvermögen und steigendem Durchschnitt der Kopfrate werden wir im Laufe eines Jahrzehntes oder gar von Jahrzehnten zu einem deutschen Reichtum von ungeheuerer Macht anwachsen." Das klingt berauschend; und gewiß wird niemand im deutschen Volk sich einer derartigen Steigerung des deutschen Volksvermögens und des deutschen Volkseinkommens nicht freuen. Nur sollte man auch nicht übersehen, daß sich die materiellen Güter heutzutage sehr ungleichmäßig verteilen. Im Gegensatz zu Steinmann-Bucher, der die Steuerkraft des deutschen Volkes noch stärker als bisher zu den Leistungen für Erhaltung und Festigung des Staatswesens heranziehen möchte, meinen wir, daß die große Masse des Volkes trotz des gewaltigen Gesamtvermögens heute schon gerade genug mit direkten und indirekten Steuern aller Art bepackt sei, und daß uns nichts mehr not tut, als erst einmal eine längere Pause in den erhöhten Anforderungen an die Steuerkraft der Gesamtheit eintreten zu lassen.

Die russischen Rüstungen.

Die Auffassung in Berlin.

Im heutigen Morgenblatt haben wir einen aus Petersburg datierten, ziemlich alarmierend klingenden Artikel der „Kölnischen Zeitung" über die russischen Rüstungen an Rußlands Westgrenze wiedergegeben. Ein ähnlich gehaltener Artikel erschien gestern abend in der „Germania"; er stammte, wie das Zentrumsblatt versicherte, von hoher militärischer Seite. Ob es sich in beiden Fällen nicht nur um die Privatarbeit einzelner Persönlichkeiten handelt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls glauben wir sagen zu können, daß die leitenden diplomatischen Kreise in Deutschland die pessimistische Auffassung nicht teilen. Daß Rußland mit der Reorganisation seiner Armee beschäftigt ist, weiß man seit langem. Ebenso weiß man, daß Rußland in dieser Hinsicht Frankreich gegenüber gewisse Verpflichtungen übernommen hat. Die Sprache eines Teiles der russischen Presse Deutschland gegenüber ist, besonders seit der Entsendung der deutschen Militärmission nach Konstantinopel, eine sehr unfreundliche. Das alles aber sind Erscheinungen, die man nun schon kennt. Zu irgendeiner Beunruhigung liegt nach Ansicht der erwähnten Kreise im gegenwärtigen Augenblicke durchaus kein Anlaß vor.

Das deutsch-französische Abkommen.

Der Afrikavertrag mit England. — Eine Erklärung des portugiesischen Ministerpräsidenten.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 3. März.

Das „Echo de Paris" erklärt, es sei sicher, daß das deutsch-französische Abkommen über Kleinasien ohne jede Aenderung schon in dieser Woche endgültig unterzeichnet werde. Man sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß jeder neue Vorschlag zur Abänderung von Einzelheiten nur eine neue Verzögerung des Abschlusses ins Ungewisse zur Folge haben würde.

In der „Action" regt sich heute der Senator Bérenger wegen der deutsch-englischen Verhandlungen über die portugiesischen Kolonien auf. Der Sinn des Artikels ist, daß Frankreich eine Entschädigung für den Gebietszuwachs (?) seiner beiden Rivalen zu fordern berechtigt sei. Herr Bérenger schreibt: „Was hat Frankreich erlangt bei diesem deutsch-englischen Teilungsgeschäft, das unsere Besitzungen und unsere Entwicklung im äquatorialen Afrika bedrohen wird? Haben wir mit Portugal verhandelt, um eine Herausgabe von Portugiesisch-Guinea zu erlangen, worüber unsere Diplomaten vor einigen Jahren schon unterhandelt haben? Haben wir von Deutschland oder von England die Aufgabe einer oder zahlreicher Hypotheken (Konsulargerichtsbarkeit, fremde Schuldbefohlene) erlangt, die unser Protektorat in Marokko so belasten, daß wir eigentlich nur die Rolle der Gendarmerie und der Geldgeber spielen? Die Gelegenheit war günstig, von Deutschland und von England einen

Impressionen.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Leopold Schmidt.

Siegmund v. Hausegger. Der Leser, der mich auf meiner Runde durch die Konzertsäle begleiten will, findet diesen Namen in frischester Erinnerung. Wenn dieser starke und feine Mensch, dieser ehrliche Musiker voll Ideale, Beethovens „Neunte" dirigierte, so ist das eine weihevolle Stunde. Ich muß die Augen schließen, denn die Gestikulation der Arme und Frackschöße bringt mich aus jeder Stimmung. Aber schließlich kommt es darauf an, was geschieht. Der erste Satz entwickelt sich prachtvoll; leidenschaftlich empfunden und klar disponiert. Ich fühle mich geneigt, Hausegger manches abzubitten. Da hetzt er das Scherzo wie nur einer. Die Volksweise des Trios wird auf dem Horn zum Schnadahüpfl. Trompeten und Hörner keuchen hinterher, die Gruppen des Orchesters geraten auseinander, von dem punktierten Rhythmus ist keine Rede mehr. Die, wenn ich so sagen darf, „neudeutschen" Dirigenten berufen sich immer auf die Wagnersche Tradition. Wagner hat aber 1872 in Bayreuth aus der D-dur-Episode des Scherzos sein Jagdstück gemacht. Wie Porges erzählt hat, bemerkte er in der Probe ausdrücklich, daß die Bezeichnung Presto ganz strenge nur auf die beiden überleitenden Takte zu beziehen sei, während die folgende Melodie mit ihrer „etwas beschränkten Gemütlichkeit" nur „in behäbig-behaglicher Weise" gespielt werden müsse. Den dritten Satz nahm Hausegger hingegen auffallend langsam, so daß zwischen Andante und Adagio kaum ein Unterschied bestand. Aber die Violinen klangen schön und ausdrucksvoll, wie denn überhaupt das Orchester an diesem Abend ungewöhnlich gut spielte. Hausegger wurde schon beim Betreten des Podiums lebhaft gefeiert, vom Blüthner-Orchester (für dessen Pensionsfonds das Konzert stattfand) und vom Publikum, das ihm zweifellos starken Eindruck verdankt.

In die Garnisonkirche drängte man sich am Sonntag, um Bachs H-moll-Messe zu hören. Fremde Gäste waren aus Leipzig gekommen, Karl Straube mit seinem Bachverein und Mitgliedern des Gewandhausorchesters und Max Fest als Organisten. Das Soloquartet bildeten Anna Stronck-Kappel, Emmi Leisner, Dr. Matthäus Rönner und Dr. Wolfgang Rosenthal, der sich stimmlich und technisch ganz besonders auszeichnete. Der Eindruck der Aufführung blieb leider matt. Vielleicht waren die Herrschaften von der Reise ermüdet. Im Blüthnersaal klang tags darauf Händels Dettinger Tedeum ungleich frischer (in besagtem Hausegger-Konzert). Dies Werk gehört nicht zu Händels tiefen, innerlich bedeutenden, trotzdem war es interessant, es einmal zu hören. Die schwierige, konzertierende erste Trompetenpartie führte, hier wie in der Messe, mit sicherem Gelingen Herr Alwin Mackenthun aus, am Cembalo wirkte Professor Dr. Max Seiffert. Die Auffassung des Dirigenten Karl Straube ist mir in hohem Grade sympathisch. Er musiziert ganz natürlich, ohne jede Effekthascherei, und verbindet mit großer Stilbeherrschung ein frisches Temperament, das nicht nur dem Händelschen Tedeum, sondern auch der Messe zugute kam und das gewaltige Werk ohne Ermüdung überblicken ließ.

Im Beethoven-Saal setzte ein ausländischer Kapellmeister seine Konzerte mit dem Philharmonischen Orchester fort. Emil v. Mlynarski, von Geburt Pole und in Glasgow tätig, wo er sich um den Aufschwung des musikalischen Lebens seit Jahren verdient macht, gibt ein willkommenes Beispiel dafür, daß es nicht auffälligen Bemühens bedarf, um ein gutes Orchester zu Taten anzuspornen. Die ruhige, auf Routine und geistiger Beherrschung des Stoffes basierende Sachlichkeit seines Dirigierens wirkt überaus angenehm, und die höchst temperamentvolle Ausführung der Ouvertüre zu Smetanas „Verkaufter Braut" bewies, welch hinreißende Wirkungen auch so zu erzielen sind. Mlynarski, der seine Abende der slawischen Musik widmete, brachte außerdem den schon bekannten „Lac enchanté" von Liadow und ein kniffliches Scherzo aus einer D-moll-Symphonie Stojowskis, des weiteren als Neuheit eine Symphonie (Nr. 2, B-moll) von Wischnegradski, die zwar in der thematischen Erfindung nicht bedeutend, aber äußerst wohlklingend gesetzt ist und namentlich in den Mittelsätzen ein fesselndes Bild von der modernen russischen Produktion gibt. Nicht weniger Erfolg als der Dirigent hatte der ausgezeichnete Geiger Paul Rochanski. Der weiche, farbige Ton seiner schönen Geige schmeichelte sich ein, und die technisch meisterhafte, echt musikalische Art seines Vortrages fand in Dvoraks A-moll-Konzert ein geeignetes Objekt der Darstellung. Um wieviel lieber hört man dieses Werk mit seinem famosen, national gefärbten Finalsatz als so manches andere von den Geigern bis zum Ueberdruß bevorzugte Konzert! Ueberhaupt steigt Dvorak in unserer Wertschätzung, je schärfer sich sein frisch zugreifendes Musikantentum von der mehr verstandesmäßig konzipierten Kunst unserer Tage abhebt.

Beethovens C-moll-Symphonie erklingt. Das grundlegende Motiv scharf artikuliert, ohne die üblichen Dehnungen, den ersten Satz in lebendigsten Fluß bringend, und doch abgelöst von dem ganz elegisch empfundenen Seitenthema wie von einer Unterbrechung aus einer ganz andern Welt. Noch weitere Ueberraschungen folgen. Natürlich ist es Richard Strauß, der am Pulte steht und an der Tradition rüttelt. Er gibt uns seinen Beethoven, wie er ihn sieht, und man muß es gelten lassen, nicht als mustergültig, aber wie jede Emanation des Genies, das die Kraft hat, die Dinge in neue und eigenartige Beleuchtung zu rücken. Der Symphonieabend der königlichen Kapelle, der solchermaßen endete und mit dem von Reger diskret bearbeiteten B-dur-Concerto grosso Händels begonnen hatte, brachte in seiner Mitte drei moderne Werke. Friedrich Gernsheims „Zu einem Drama", das die Sonatenform sehr glücklich mit dem Prinzip der symphonischen Dichtung verbindet und ein Kompromiß zwischen absoluter und programmatischer Musik darstellt, gefiel in so vortrefflicher Ausführung aufs neue durch den Reiz seines lyrischen Hauptgedankens und den wirksamen Aufbau. Ein pastoraler Entreakt aus Alfred Bruneaus Oper „Messidor" beginnt und schließt sehr hübsch, ist in der Mitte sich etwas ins Phrasenhafte zu verlieren. Eigenartige Quartettwirkungen bringt der lustige Mock-Morris-Tanz von Percy Grainger, eine Art Perpetuum mobile und äußerst effektvoll. Die Kapelle ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die ganze Klangfülle ihres Streichkörpers zu entwickeln (besonders schön klangen die Pizzicati der Celli) und fand viel Beifall damit.

In einem Liederabend Augusta Hartmann-Rauters, über deren Gesangskunst nichts Günstiges zu berichten wäre, hörte ich Kompositionen von Georg Stolzenberg, meinem einstigen Studiengenossen und jetzigen kritischen Kollegen. Noch erinnere ich mich der hübschen Klavier- und Kammermusik, mit der er seine Laufbahn begann und die sich völlig im klassizistischen Geleise bewegte. Zur Moderne ist Stolzenberg auf dem Umweg der Dichtung gelangt. In Arno Holz, Stefan George usw. fand er seine Vorbilder, denen er sich anschloß. Und nun versucht er, auch als Tondichter neue Wege zu gehen. Der seltsame Humor der „Insel Narapu", Gedichte von Dehmel, hat ihn zur Vertonung gelockt, doch nicht im herkömmlichen Sinne. Wie andere Musiker (zum Beispiel Ansorge) führte ihn das Streben, der neuen Lyrik auch neuen musikalischen Ausdruck zu geben, zur Enthaltsamkeit, zu negativen Merkmalen. Die entsprechende Position, die das Lied nicht entbehren kann, zu finden, ist trotz aller geistreichen kleinen Züge auch ihm noch nicht geglückt. Ein starker, irgendwie melodischer Ausdruck muß sich einstellen, soll sich das Neue gleichwertig neben das Alte stellen. Stolzenberg ist auf